

Polytopisches Wohnen: Ein phänomenologisch-prozessorientierter Zugang

Stock, Mathis

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stock, M. (2009). Polytopisches Wohnen: Ein phänomenologisch-prozessorientierter Zugang. *Informationen zur Raumentwicklung*, 1/2, 107-116. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-65580-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Polytopisches Wohnen – ein phänomenologisch-prozessorientierter Zugang

Mathis Stock

1 Einführung

Räumliche Mobilität und die alltägliche wie nichtalltägliche Praxis von Multilokalität sind ein wesentliches Element zeitgenössischer Gesellschaften geworden. Mobilität ist heute etwas Alltägliches, Mobilitätskulturen bilden sich aus. Für die wissenschaftliche Beobachtung des Wohnens bedeutet dies eine Herausforderung, denn Wohnen wurde traditionell als auf Nähe bzw. Vertrautheit ausgerichtet, als „Behausen“ beschrieben und somit reduziert. Gleichzeitig sollten wir einseitigen Beschreibungen der Gesellschaft als „im Fluss“ befindlich – wie der „liquid modernity“¹ oder dem „space of flows“² – kritisch gegenüberstehen, da „Ent- und Wiederverankerungen“³ in räumlicher Hinsicht ausgeführt werden. Es besteht also Klärungsbedarf hinsichtlich adäquater Beschreibungen von gesellschaftlicher Wirklichkeit, dem sich die folgenden Überlegungen widmen wollen.

Traditionell weisen die Begriffe Wohnen und Mobilität auf konträre Aktivitäten hin: Ersteres steht für Verankerung, Identität und Nähe, Letztere für Bewegung, Fluss, „disembedding“.⁴ Jedoch werfen empirisch nachgezeichnete Praktiken Fragen auf, die diese begriffliche Arbeitsteilung in Zweifel ziehen. Die Nutzung von Freizeitwohnsitzen oder sonstigen Nebenwohnsitzen, Pendeln zwischen Arbeitsort und Wohnort (teilweise über 200 km weit oder grenzüberschreitend), touristisches Reisen, Studienaufenthalte usw. sind Beispiele neuartiger Praktiken, die sich durch diesen binären Code nicht mehr fassen lassen. Sogar Besorgungen des Alltags wie z.B. Arzt- oder Krankenhausbesuche oder Einkäufe für den täglichen Bedarf sind nicht mehr zwingend an lokale oder regionale Ebenen gebunden. Diese Praktiken bringen Ortsbezüge hervor, die mit der angenommenen „Monotopizität“⁵ nicht in Einklang zu bringen sind. Sie produzieren jeweils ein Hier und könnten demnach unter einen weiter gefassten Begriff des Wohnens subsumiert werden. Ich schlage daher vor, nach monotopischem und polytopischem Wohnen zu unterscheiden. Im Folgenden

werde ich versuchen, dafür konzeptionelle Bausteine zusammenzustellen.

Trotz der konzeptionellen Anstrengungen der „Mobility Studies“, die seit etwa 15 Jahren von unterschiedlichen Disziplinen getragen werden und deren Schlagworte „Transnationalismus“, „Kosmopolitismus“, „space of flows“, „Mobilitätskulturen“ heißen, sind deren theoretischen Grundlagen noch nicht genügend ausgearbeitet. Zwar wird auf den Zusammenhang zwischen den Erfordernissen der Spätmoderne und Mobilität verwiesen, jedoch berücksichtigen die theoretischen Konzepte für die Beschreibung von Mobilität zu wenig deren räumliche Komponenten, setzen sie sich also ungenügend mit Raumtheorien auseinander. Insofern gehe ich hier davon aus, dass Mobilitätsforschung bislang nicht in der Lage ist, angemessene Beschreibungen für die Implikationen von Polytopizität zu liefern.

Für einen Erkenntnisfortschritt könnte vor allem sorgen, wenn die Begriffe Mobilität und Wohnen stärker aufeinander bezogen würden, statt sie strikt zu trennen. Folglich möchte ich hier Polytopizität als theoretisches Konzept entwickeln, das Wohnen und Mobilität explizit verknüpft.⁶ Durch die Interpretation von Mobilität als (polytopisches) Wohnen und umgekehrt wird das Verhältnis zu Orten (Aneignung, Identifizierung, Bindung) sichtbar, kommen die Raumbezüge der Verankerungen und nicht nur die der Entankerungen in den Blick. Im Unterschied zu multilokalem Wohnen, das sich auf mehrere relativ regelmäßig genutzte Wohnsitze bezieht, meint polytopisches Wohnen die Praxis einer Vielzahl von Orten – zu welchem Zweck auch immer –, die sowohl von einem hauptsächlich genutzten als auch von einer Vielfalt von zeitnah genutzten Wohnsitzen ausgehen.

Folgende Fragen werde ich nachfolgend erörtern:

- Wie kann Wohnen definiert werden? Dabei soll der Begriff des Wohnens in einem Ansatz phänomenologisch-pragmatischer Herkunft als „Geographie-Machen“,⁷ das heißt als „leibliche Auseinandersetzung

Prof. Dr. Mathis Stock
Zentrum für Interdisziplinäre
Tourismusforschung
Institut Universitaire Kurt Bösch
Chemin de l'Institut 55
1950 Sitten
Schweiz
E-Mail: mathis.stock@iukb.ch

mit der Welt“⁸ in Bezug auf räumliche Gegebenheiten verstanden werden. Dies hat zur Folge, dass alle Praktiken – insofern sie mit Raum zu tun haben und Raum als Problem oder als Ressource mobilisieren, um ein Hier zu konstituieren – ins Feld des Wohnens gehören, selbst touristische Praktiken, die nicht notwendigerweise an Orte des Eigenen und der Vertrautheit gebunden sind.

- Mit welchen Begriffen kann polytopisches Wohnen beschrieben und analysiert werden? Angeboten werden drei Analyseebenen. Es soll eine Unterscheidung zwischen (Wohn-)Praxis, Wohnstil und „Wohnregime“ getroffen werden, um zwischen einzelnen Praktiken und deren Raumnahme, der Gesamtheit der Praktiken und den Bedingungen des Wohnens zu unterscheiden, d.h. den dafür je gegebenen Möglichkeiten.
- Welches sind die Implikationen und Konsequenzen des polytopischen Wohnens für Individuum und Gesellschaft? Was bedeutet Polytopizität für die Individuen spätmoderner, durch Mobilität gekennzeichneter Gesellschaften? Wie ändert sich die Qualität von Raum durch Polytopizität, inwiefern kommt es also zu Differenzierungen städtischer Orte, wenn temporäre Anwesenheit zur Norm wird? Wie lässt sich zivilgesellschaftliches Engagement im polytopischen Wohnen leisten?

2 Wohnen als Umgang mit Raum

Versucht man, den Begriff Wohnen begriffsgeschichtlich einzuordnen und daraus eine brauchbare Definition herzuleiten, kann man auf interessante Bausteine zurückgreifen: Dies ist einerseits Martin Heideggers Versuch, Wohnen nicht als funktional darzustellen, sondern als unabdingbare Bedingtheit des Menschen als einem terrestrischen Wesen. Andererseits ist dies die Vorstellung einer räumlichen Dimension von Praxis, die in der handlungstheoretischen Konzeption Benno Werlens von einer „Praxis als Weltbindung“ und als Kompetenz der Herstellung räumlicher Bezüge zum Ausdruck kommt. Beide Ansätze sollen hier versuchsweise als neue theoretische Perspektive zusammengeführt werden. Daraus ergibt sich eine Konzeption des Wohnens als „mit Raum umgehen“.

Von Heideggers „auf der Erde sein“ zu „mit Raum umgehen“

Wohnen wurde von Martin Heidegger als „Grundzug des menschlichen Daseins“⁹ bezeichnet und explizit nicht als ein funktionaler Typ von Aktivität. Genauer wird Wohnen definiert als spezifisches Problem des Raumbezugs: „Das Wohnen ist die Weise, wie die Sterblichen auf der Erde sind.“¹⁰ Wenn dies als Ausgangspunkt akzeptiert wird – über inhaltliche Probleme dieses Ansatzes kann und sollte diskutiert werden –, erscheint dies als fundamentale Leistung, um räumliche Dimensionen menschlicher Gesellschaften anzugehen. Denn damit erfährt der klassische Ansatz des Wohnens eine spezifische Art und Weise des Auf-der-Erde-Seins. Und aus dem Begriff Wohnen wird ein Begriff auf hoher Syntheseebene, der unterschiedliche Raumbezüge subsumiert und gleichzeitig unterscheidet. Die verschiedenen gesellschaftlichen Funktionen und Praktiken, die sich in der Weltgesellschaft ausgebildet haben – residieren, Freizeit, Tourismus, arbeiten, erziehen, essen usw. –, können in ihrer Gesamtheit aus räumlicher Perspektive als Wohnen bezeichnet werden.

Dieser Ansatz lässt sich weiterentwickeln. Das erscheint auch notwendig, da einige Unzulänglichkeiten in Heideggers Ansatz es nicht erlauben, ihn ohne Übersetzung und Ergänzung auf sozialwissenschaftliche Beschreibungen anzuwenden. So geht Heidegger erstens von einer Problemstellung der Erde aus. Sein kosmisches Modell vernachlässigt andere räumliche Dimensionen, so z.B. die Frage des Orts, der Erreichbarkeit, der sozialen Konstitutionsleistungen von Raum, der Symbolik von Orten, der Grenzen und räumlichen Anordnung. Diese zentralen Fragen der Raumaneignung, Raumkonstitution und Raumbezüge kommen im Heideggerschen Ansatz nicht vor.

Zweitens zielt die Perspektive Heideggers auf das Verhältnis von Sein/Dasein und Raum, konzeptionell gefasst als „Räumlichkeit“.¹¹ In der Tat konnte in den vergangenen Jahrzehnten innerhalb dieses theoretischen Ansatzes gezeigt werden, wie das Imaginäre, wie Vorstellungen, Raumbilder, Repräsentationen von Raum wesentlich für die Konstitution von Gesellschaft sind. Jedoch wurde die Frage nach der Praxis oder Handlung in Bezug auf Raum vernachlässigt und kommt in den Wohntheorien nicht vor. Deshalb

bietet sich an, die Frage des Wohnens handlungs- oder praxistheoretisch zu fundieren, in der sowohl Leiblichkeit als auch kognitive und sprachliche Kompetenzen in Bezug auf Raum zur Geltung kommen.

Drittens hat Heideggers Konzeption eine entscheidende Schwäche, was Polytopizität angeht. Nachweislich sind Fragen des Nahen, der Schaffung von Vertrautheit und der Verankerungsprozesse in ländlich geprägten Gegenden zentral für Heideggers Wohntheorie. Hingegen kommen Fragen des Fremden, der Identitätsverweisungen mit Hilfe multipler und pluraler Orte und der Entankerungsprozesse in städtischen Orten nicht vor. So spricht Heidegger davon, dass „das Zuhandene des alltäglichen Umgangs ... den Charakter der Nähe“ hat,¹² oder auch davon, dass „Dasein ... die Tendenz zur Nähe“ hat. Dieses monotopische Weltbild ist eine entscheidende Einschränkung der Leistungsfähigkeit dieses Ansatzes und findet sich in den Raummetaphern der meisten Sozialwissenschaften unhinterfragt wieder. So formuliert Abraham Moles: „C'est ce que nous appellerons une proximité: l'importance des êtres, des choses et des événements y diminuant nécessairement avec la distance à mesure que décroît leur perception elle-même.“¹³ Und Yi-Fu Tuan schreibt: „Modern man is so mobile that he has not the time to establish roots; his experience and appreciation of place is superficial.“¹⁴

„Praxis der Weltbindung“ als Wohnen

Ein zweiter Theoriestrang lässt sich aus Benno Werlens¹⁵ handlungs- und strukturationstheoretisch fundierter Analyse der Lebenswelt in ihren räumlichen Dimensionen herleiten. Aus dieser vielschichtigen Analyse greife ich einen zentralen Punkt heraus. Die forschungsleitende Frage des Werlenschen Programms lautet, die „besondere soziale Praxis (...), anhand derer die Subjekte die Welt auf sich beziehen“¹⁶, zu untersuchen. Dies bezeichnet Werlen in Anlehnung an Giddens' Strukturationstheorie als „Regionalisierung“ und definiert sie folgendermaßen: „Mit Regionalisierung sind hier alle Formen gemeint, in denen die Subjekte über ihr alltägliches Handeln die Welt einerseits auf sich beziehen, und andererseits erdoberflächlich in materieller und symbolischer Hinsicht über ihr Geographie-Machen gestalten“¹⁷, oder kurz:

„Art der mediatisierten oder unmittelbaren subjektiven Welt-Bindung“¹⁸, oder: „Praxis der Welt-Bindung, mit der die Subjekte die Welt auf sich beziehen“.¹⁹ Der Begriff der „alltäglichen Regionalisierungen“ dient also dazu, die Raumbezüge der Subjekte aufzuzeigen. Dabei kommen die drei Grundtypen der produktiv-konsumtiven, der informativ-signifikanten oder der normativ-politischen Regionalisierung als Analysedimensionen (mit je zwei polar angeordneten Ausprägungen) in Frage. „Die sechs Regionalisierungen sind grundsätzlich als subjektspezifische Formen der räumlich-zeitlichen Wieder-Verankerung, als subjektspezifische ‚Welt-Bindungen‘ unter prinzipiell entankerten Bedingungen in der Spätmoderne zu verstehen.“²⁰

Die „Praxis der Weltbindung“²¹ wird von Benno Werlen als „Geographie-Machen“ im Alltag bezeichnet. Hier kann angesetzt werden, um das „Geographie-Machen“ als „Wohnen“ weiterzuentwickeln. Es geht nämlich nicht nur um die Weltbindung singulärer Praktiken, sondern ebenfalls um die Fähigkeit von Individuen, kohärente Lebensformen oder -stile zu bilden, in denen Raum „verarbeitet“, „verhandelt“, „getestet“ usw. wird. Damit sind nicht nur die Produktion von Raum durch Praxis gemeint, sondern auch die verschiedenen Arten und Weisen, wie Raum in die Praxis einbezogen ist. Es handelt sich dann nicht mehr um „Regionalisierung“ als „Praxis der Weltbindung“, sondern um „Wohnen“ als Praxis mit Raum. Dabei können auch die räumlichen Dimensionen von „Welt“ spezifiziert werden, nämlich als „Praxis der Orte“ und die Beziehung der Menschen zu den Orten.²² Dies könnte nämlich dazu dienen, für unterschiedliche Gesellschaftsformationen und Individuen verschiedene Arten und Weisen der Weltbindung herauszuarbeiten.

Wie könnte nun dieses „Mit-Raum-Umgehen“ spezifisch ausgeführt werden? Mindestens drei Elemente werden wichtig für eine Theorie des Wohnens: Die erste Frage richtet sich auf den „Raum“ als Problem für die Praxis und ist demnach eine Frage der Problemlösung. Diese interessante Frage wird durch die pragmatistische Soziologie im Gefolge von John Deweys Konzeption von Praxis (1927) als eine stetige Abfolge von Problemlösungen entwickelt.²³ Dabei wird dem Begriff des „mise à l'épreuve“ – des Auf-die-Probe-Stellens, Sich-Messens,

Testens – eine überragende Stellung eingeräumt. Gewendet auf die räumlichen Dimensionen von Gesellschaft bedeutet dies, dass Raum einen Test für individuelle Praktiken darstellt. Entfernungen, die Andersartigkeit von Orten, das Überschreiten von Grenzen oder Kopräsenz stellen Probleme dar, die gemeistert werden müssen. Die Problemlösung wiederum geschieht durch die Aktualisierung von Kompetenzen durch leibliches Handeln (Mobilisierung von Körpertechniken und Instrumenten) und Kommunikation durch Sprache.

Die zweite Frage konzentriert sich auf die Aneignung von Kompetenz in Bezug auf das Umgehen mit Raum. Ein wichtiger Begriff, der eine Theorie des polytopischen Wohnens stützen könnte, ist der Begriff des „räumlichen Kapitals“.²⁴ Dabei wird das „räumliche Kapital“ folgendermaßen definiert: „Ensemble des ressources, accumulées par un acteur, lui permettant de tirer avantage en fonction de sa stratégie, de l'usage de la dimension spatiale de la société“.²⁵ Räumliches Kapital meint beispielsweise Kompetenzen im Entfernungsmanagement oder in der Wahl der angemessenen Ortsqualitäten für eine spezifische Praxis bis hin zu technischem Know-how (Fahrkarte im Internet lösen) oder zur Bewältigung von Andersheit bei Mobilität.

Drittens können wir an den Praxisbegriff bei Michel de Certeau „arts de faire“ – der Kunst des Handelns – anknüpfen.²⁶ Dieser stellt auf die unterschiedlichen Arten und Weisen des Tuns ab – auf die „manières de faire“ – und auf die Taktiken, mit denen die Programmierung der Praxis durch Machtstrukturen umgangen bzw. außer Kraft gesetzt werden kann. Auf das Problem des Wohnens gewendet, können die jeweils unterschiedlichen Arten und Weisen zu wohnen, d. h. Orte zu praktizieren und mit Raum umzugehen, symbolische Ortsverweisungen vornehmen. Dies könnte in Anlehnung an Michel de Certeau die „Kunst des Wohnens“ genannt werden.

3 Begriffe zur Beschreibung polytopischen Wohnens

Aus dieser Perspektive, Wohnen als die verschiedenen Arten und Weisen des Umgangs mit Raum zu verstehen, möchte ich nun ein begriffliches Instrumentarium vorschlagen,

das es erlaubt, die Polytopizität zu erfassen. Wie lässt sich aus der allgemeinen Formulierung des „Wohnens“ als verschiedene Arten und Weisen, mit Raum umzugehen, ein analytischer Beschreibungsrahmen konstruieren, der es ermöglicht, die wesentlichen Charakteristika zeitgenössischen Wohnens unter Bedingungen der Polytopizität anzugehen? Ich werde hier drei Analyseebenen vorstellen:

- die Ebene der einzelnen Praktiken – hier „Wohnpraktiken“ genannt,
- die Ebene der Bedingungen der Möglichkeit von Polytopizität – hier „Wohnregime“ genannt, und
- die Ebene der Assemblagen von Praktiken – hier „Wohnstile“ genannt.

Dabei sollen gleichzeitig Aussagen darüber getroffen werden, wie eine Gesellschaft in ihren unterschiedlichen „Ordnungen“ jeweils welche unterschiedlichen „Lebensformen“ ausprägt. Damit könnten Wohnregime als provisorische räumliche Ordnungen innerhalb der Prozesse der gesellschaftlichen Entwicklung gedacht werden.

Wohnpraktiken

Im Anschluss an die „Praxis der Orte“ sollen auf der Ebene der „Wohnpraktiken“ die einzelnen Praktiken in ihren räumlichen Dimensionen beschrieben werden. Dabei kommt unter Bedingungen der Polytopizität der Vielfalt der Zuordnung von Praxis und Orten eine gesteigerte Bedeutung zu. Dieses Wo der Praktiken ist nicht nur eine Frage nach dem Standort, sondern nach der sinnhaft konstituierten, in eine Lebensform eingebundenen Ortspraxis und -referenz. Einkaufen, spielen, arbeiten, Arztbesuch, Diskobesuch, Sexualität – um nur einige Aktivitätsfelder herauszunehmen – erreichen in Bezug auf die möglichen Zuordnungen zu Orten eine ganz neue Bandbreite. Diese Zuordnungen sind unter Bedingungen des polytopischen Wohnregimes nicht mehr unter ausschließlicher Angabe des Wohnorts festzustellen; der funktionalen Ausdifferenzierung der Zuordnung von Praxis und Ort kommt größere Bedeutung zu. Allgemein formuliert könnte die entsprechende Hypothese lauten: Das Wohnregime der spätmodernen Weltgesellschaft erlaubt es, eine spezifische Praxis dem (funktionalen und sinnhaft) adäquaten Ort zuzuordnen. Dabei ist zu konstatieren, dass sich die Zuord-

nung Praxis/Ort im Laufe der Entwicklung menschlicher Gesellschaften immer stärker verfestigt hat. Sie lässt sich durch den Prozess der Suche nach *Adäquanz zwischen Ortsqualität und Praxis* in polytopischen Gesellschaften beschreiben. Zuordnungen mit ihren je spezifischen Raumbezügen können als „Wohnpraktiken“ unterschieden werden. Es kommen somit verschiedene Arten und Weisen zu wohnen in den Blick, wie die nebenstehenden Beispiele zeigen.

Jede Zuordnung von Praxis/Ort kann dann auf die jeweiligen Raumbezüge hin untersucht werden. Dies soll am Beispiel des touristischen Wohnens erläutert werden. Touristisch wohnen bedeutet eine spezifische Zuordnung von Praxis und Ort, bei der die Ortsqualitäten im Hinblick auf Rekreation ausgewählt werden. Gleichzeitig kommt es zu einer Distanzierung der Touristen vom Ort der touristischen Praxis, der vor allem durch die Differenz von Alltag und Nicht-Alltag oder Eigen- und Fremddort sinnhaft konstituiert wird. Diese Erfahrung wird gespeist durch die physische Bewegung zwischen Eigenort und „anderem Ort“, dem „dé-placement“, das eine Fremderfahrung in Form von „dé-payement“ beinhaltet. Die rekreative Dimension ist fundamental, da die Differenz zur Alltagswelt auch durch entsprechende Praktiken hergestellt wird, die Spiel, Erholung und Entdecken beinhalten. Zusammengefasst kann touristisches Wohnen durch diese drei Elemente wesentlich definiert werden: Rekreation, Distanzierung, anderer Ort. Es gibt jedoch Situationen, in denen diese Elemente eine Aufhebung erfahren, z.B. bei Urlaubssituationen, in denen der Freizeitwohnsitz konstitutiv für die Praxis ist. Dabei wird die Differenz zwischen Eigen- und Fremddort durch die gegebene Vertrautheit zum Ort aufgelöst. Dies kann bestimmten Rekreationsprojekten im Sinne von Effizienz entgegenkommen, z.B. der Erholung, anderen hingegen entgegenstehen, z.B. dem Entdecken.

Wohnregime

Die beispielhaft angeführten Wohnpraktiken sind spezifisch für die Weltgesellschaft der Spätmoderne. Sie sind möglich durch die Ausbildung gesellschaftlicher Bedingungen räumlicher Art, die ich hier „Wohnregime“ nennen möchte. Wohnregime können definiert werden als Bedingungen

- Wo wird eingekauft? Israelis in London oder Dubai, Japaner in Paris?
- Wo wird „caring“ geleistet, sei es für Kinder, Jugendliche, Erwachsene oder Alte? Im Kindergarten oder zu Hause, im Internat oder zu Hause, im Altersruhesitz?
- Wo wird „caring“ geleistet, sei es für Kinder, Jugendliche, Erwachsene oder Alte? Im Kindergarten oder zu Hause, im Internat oder zu Hause, im Altersruhesitz?
- Wo wird Sexualität ausgelebt? Während des Urlaubs in Thailand oder im Club Méditerranée? Am zweiten Wohnsitz? Im Hotel zwischen Arbeitsplatz und Wohnort? Zuhause?
- Wo wird die Disko besucht? Londoner haben die Wahl zwischen London, Brighton, Ibiza.
- Wo lässt man sich abhängig von nationalen Einbettungen vom Zahnarzt oder Chirurgen behandeln? Deutsche in Ungarn, Engländer in Frankreich, US-Amerikaner in Indien usw.; dies wird als „medical tourism“ propagiert.
- Wo wird gespielt? Im Golfurlaub, am weltbekannten Surfspot, im Skiurlaub in den europäischen Alpen oder den Rocky Mountains, beim Tauchen am Roten Meer, beim Sportangeln in Mequinenza?
- Wo trainieren Hochleistungssportler? In ihren Heimatort, in Sportzentren der Metropolen oder an spezialisierten Standorten wie Font-Romeu oder Boulder?

des Wohnens, die bestimmte Wohnpraktiken und Wohnstile ermöglichen.²⁷ Der Begriff stellt auf die räumlichen Ordnungen ab, die für polytopisches Wohnen bedeutsam werden. Er bezeichnet gleichzeitig die Handlungsspielräume für Individuen sowie die Anforderungen, Handlungszwänge oder -bedingtheiten in Bezug auf den Umgang mit Raum. Es handelt sich um ein kulturelles Problem, das den „Prozess der Zivilisation“²⁸ in seinen räumlichen Aspekten angeht.

Man kann folgende Elemente eines zeitgenössischen Wohnregimes ausmachen, das Polytopizität ermöglicht und einfordert. Sie können gleichzeitig als Analyseebenen gelten:

• **Raumqualität:** Diese Analyseebene fragt: Wo wohnen die geographisch pluralen Individuen? Welche Ortsqualitäten, welche Qualitäten der Erreichbarkeit und der Grenzen werden konstitutiv für zeitgenössisches Wohnen? Neben der differenzierten Qualität des Städtischen gewinnt neuerdings vor allem die Frage der „digital environment“ an Bedeutung; William Mitchell spricht in diesem Sinne von „inhabitants of electronically mediated environments rather than mere users of computational devices“²⁹. Dies ist auch der Sinn des Begriffs „Code/Space“, den Martin Dodge und Rob Kitchin als neue Kategorie von Raumqualität in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht haben.³⁰ Der Begriff bezeichnet die unabdingbare Verstrickung von Digitalität und Raumfunktion anhand des Beispiels des Flughafens: Bei einem Ausfall der Computertechnik funktioniert der Flughafen nicht mehr als solcher, er verliert also seine spezifische Ortsqualität.

• **Raumbezüge:** Die zweite Analyseebene definiert die Modi operandi, mit denen

Raumbezüge hergestellt werden. Dazu gehören Normen, Diskurse, Raumbilder, geographische Verweisungen von Wir- und Ich-Identitäten, „räumliches Kapital“, das als Wissen und Kompetenzen in Bezug auf Raum mobilisiert werden kann. Unter Bedingungen der Polytopizität erlangen vor allem Kompetenzen, die Mobilität und genaue raum-zeitliche Koordinationen erlauben, sowie die Fähigkeit, Fremddorte in Eigenorte umzuwandeln, überragende Bedeutung.

- *Techniken:* Dies meint Raumtechniken, Instrumente, aber auch Körpertechniken, mit denen Kopräsenz hergestellt oder medial kommuniziert werden kann. Die leibliche Auseinandersetzung mit Welt wird durch eine Vielzahl von Instrumenten mediatisiert: Techniken für Transport, Residieren, Behausen, Kommunikation usw. Einen wichtigen Prozess hat Peter Gleichmann die „Verhäuslichung von Vitalfunktionen“³¹ genannt, d.h. das Entstehen von Behausungen, die die unterschiedlichen körperlichen Bedürfnisse des Menschen von der Außenwelt abschirmen. Zentral sind in der Spätmoderne die Kommunikationstechniken, mit denen Informationen weitergegeben werden. Sowohl die Digitalität der Kommunikation als auch die Mobilität der tragbaren Instrumente (Mobiltelefon, Laptop, Regenschirm, Kreditkarte, etc.) wird für ein durch Polytopizität gekennzeichnetes Wohnregime bedeutsam. Ähnliches gilt für die „Zirkulation“ von Menschen mit Hilfe von Instrumenten, die es erlauben, Grenzen zu überwinden. Mitchell spricht in diesem Sinne von „augmented bodies“³², welche durch die „Netzwerke gleiten“. Jedoch können auch Orte als „Technik“ verstanden werden: der Ferienclub als Technik, die die Individuen überhaupt in die Lage versetzt, einen andersartigen Ort kennenzulernen und zu praktizieren.

- *Situationen:* In welchen Situationen wird heute gewohnt? Die Frage nach der Situation ist aufgegriffen in der sozialwissenschaftlichen Konzeption der „situated action“ (Goffman) einerseits und der „Logik der Situation“ (Popper) andererseits. In der Folge der funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft scheinen in der Tat autonome Situationen zu entstehen, zwischen denen sozial und geographisch plurale Individuen hin- und herwechseln. Folgende Situationen sind unter polytopischen Be-

dingungen wichtig: Der Modus der Öffentlichkeit als Anonymität und als „civil inattention“ (Goffman) von Ortspraktiken, der Modus des Tourismus als rekreativ-distanzierte Situation für Praxis der Orte, Arbeit als Modus von routinemäßiger Ortspraxis, gekennzeichnet außerdem durch relativ erhöhten Selbst- und Fremdzwang usw. Dabei sind auch Ortsqualitäten wichtig für die Konstitution von Situationen, z.B. das Stadtzentrum oder der Club Méditerranée für eine Feriensituation.

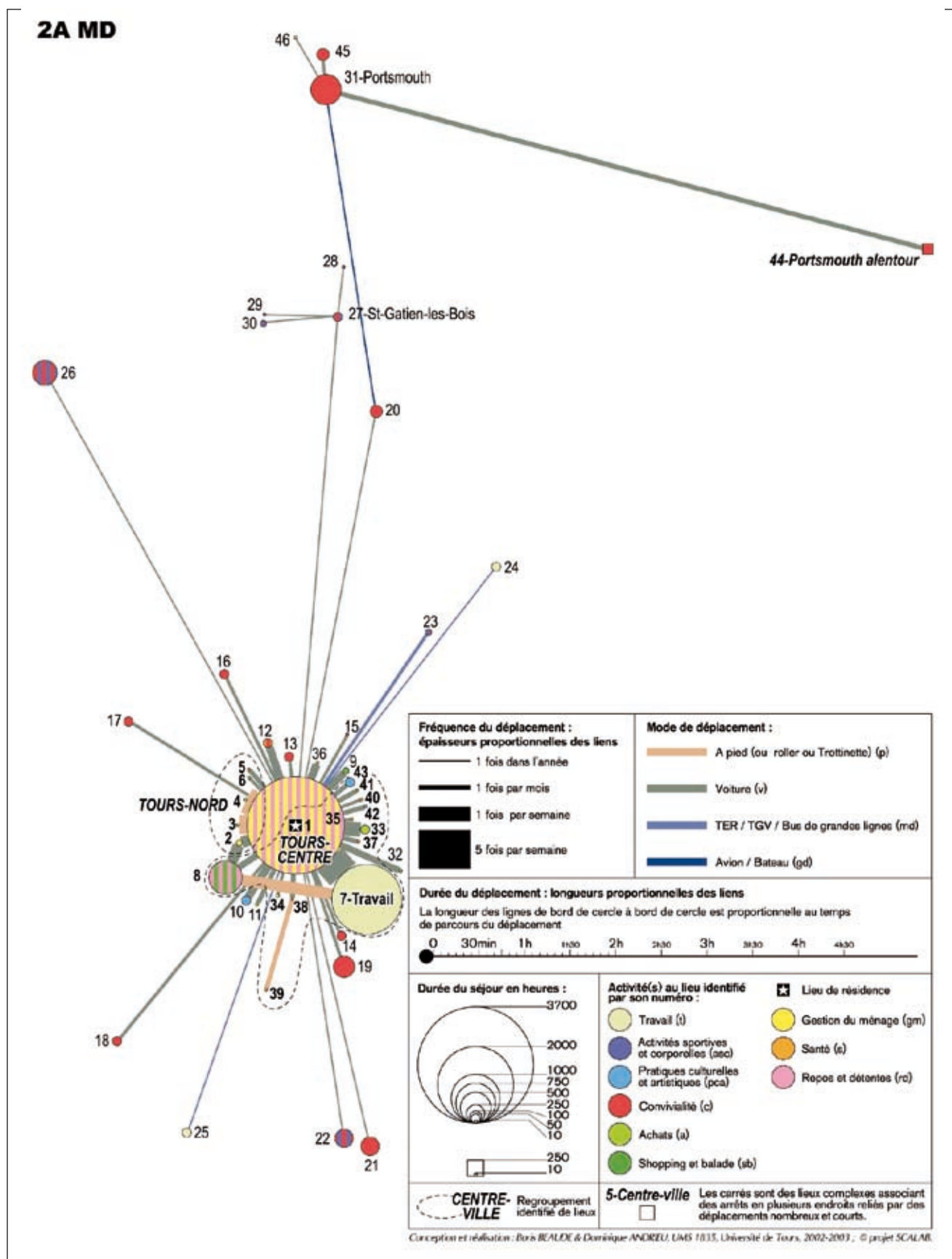
Das Ziel dieser Einbettung in den gesellschaftlichen Kontext besteht darin, die Ebene der Individuen zu verlassen und diese in ihre jeweiligen „Figurationen“ einzuordnen. Deshalb müssen für eine tiefer gehende Begründung einerseits einzelne Praktiken in eine Gesamtheit von Mobilitätspraktiken eingeordnet werden. Andererseits müssen die Bedingungen dargestellt werden, unter denen das Wohnen jeweils realisiert werden kann, z.B. technische, juristische, ökonomische, soziale, geopolitische, psychologische Rahmenbedingungen, die jeweils räumlich wirksam werden.

Wohnstile

Nach Norbert Elias sind die Menschengesellschaften in einem „Zivilisationsprozess“ zu sehen, der eine „Individualisierung“, also eine größere Autonomie der Individuen gegenüber den Institutionen der Gesellschaft bei gleichzeitiger Einbettung in längere „Interdependenzketten“ mit sich bringt. Dies bringt eine neue Balance zwischen „Engagement“ und „Distanzierung“ hervor.³³ Räumlich gesehen kreiert diese Autonomie Wohnstile, die zwischen einer Vielzahl unterschiedlicher Orte und Bewegungen relativ stärker ausdifferenziert sind. Die Individuen sind nun „geographisch plural“. „Wohnstile“ können als räumliche Dimensionen von Lebensstilen begriffen werden. Der Begriff „Wohnstil“ impliziert die Hypothese einer kohärenten räumlichen Synthese, welche die Individuen in und mit ihren einzelnen Wohnpraktiken erbringen. In diesem Sinne können individuelle Mobilitätssysteme und räumliche Assemblagen erforscht werden, die auf die Gesamtheit der Praktiken der Individuen abstellen.

Ein Beispiel für diese systemische Anordnung von Praktiken wurde in dem Forschungsprojekt „Maßstabebenen des Wohnens“ erforscht.³⁴ Abbildung 1 zeigt das

Abbildung 1
Wohnstil eines Einwohners von Tours



Quelle: Lévy, J. (Hrsg.): Les échelles de l'habiter. Tours 2004 (unveröff. Forschungsbericht der Universität Tours)

Beispiel eines Einwohners von Tours, einer Mittelstadt an der Loire. Sie stellt dessen Mobilitäts- und Standortmuster kartographisch dar, und zwar durch die variable Aufenthaltsdauer je nach ausgeübter Praktik und die dafür aufgewendeten variablen Wegezeiten je nach Transportmittel.

Die Wohnstile beziehen sich nicht nur auf die räumliche Anordnung der Praktiken, sondern auch auf die Arten und Weisen, Raumbezüge sinnhaft herzustellen. Die Unterscheidungen zwischen Eigen- und Fremddorten, vertrauten und unvertrauten, Identität und Andersheit stiftenden Orten stellen Kategorien dieser symbolischen Dimensionen des Wohnens dar. Im Anschluss an und in Abgrenzung von klassischen Modellen des Raumbezugs, die die herausragende Bedeutung von Nähe als wesentlich für Wohnen betonen, sollen hier modellhaft zwei Möglichkeiten dargestellt werden, die Unterscheidung von Eigen- und Fremddorten räumlich darzustellen. Dies ist einerseits das *Modell des polytopischen Wohnstils*, in dem die Entfernung zum hauptsächlich genutzten Wohnort nicht aussagekräftig und für die Bewohner und Bewohnerinnen wenig bedeutsam in Bezug auf die Konstruktion von Eigenorten ist – Fremddorte können nah beim hauptsächlich genutzten Wohnort sein, Eigenorte in der Ferne. Dies ist andererseits das *Modell des monotopischen Wohnstils*, in dem die Entfernung zum hauptsächlich genutzten Wohnort aussagekräftig und für die Bewohnerinnen und Bewohner bedeutsam in Bezug auf die Konstruktion von Eigenorten ist – Eigenorte finden sich in der Nähe des hauptsächlich genutzten Wohnorts, Fremddorte in großer Entfernung.

Die Vorstellung eines Kontinuums zwischen monotopischen und polytopischen Wohnstilen kann dazu beitragen, Unterschiede in der Mobilität zu untersuchen und zu beschreiben. Polytopizität kann somit als Lebensstil oder Lebensform aufgefasst werden. Dieses Analyseinstrument erlaubt es darüber hinaus, unterschiedliche Modi von Polytopizität herauszuarbeiten. Polytopizität kann sowohl einen Wohnstil mit nur einem hauptsächlich genutzten Wohnort beschreiben, bei dem die anderen seltener genutzten Orte eine hohe Relevanz für die individuelle Konstruktion von Raumbezügen innehaben, als auch Wohnstile mit zwei oder mehreren Behausungen. Polytopizität

soll vor allem in Abgrenzung zu klassischen Modellen des Raumbezugs darauf verweisen, dass Fremddorte nicht automatisch fern und Eigenorte nicht automatisch nah sind. Damit ergeben sich andere Möglichkeiten, Typen von Wohnstilen zu untersuchen und unterschiedliche Modalitäten von Polytopizität zu erforschen.

4 Geographisch plurale Individuen

Was impliziert polytopisches Wohnen für Individuum und Gesellschaft? Auf der Ebene des Individuums kann man die These wagen, dass die Konstitution von Individuen einem neuen Modus operandi folgt, nämlich dem des „geographisch pluralen Individuums“. Die Charakterisierung der räumlichen Dimensionen von Individuen ist ein Versuch, die Beschreibung der Konsequenzen der Spätmoderne nicht nur der Soziologie, Sozialphilosophie und Sozialpsychologie zu überlassen, sondern auch aus geographischer Sicht zu diesem Problemfeld beizutragen. Wenn man den komplexen Umgang mit Raum ins Blickfeld rückt, kann auf die verschiedenen räumlichen Dimensionen des Individuums abgestellt werden. Deshalb möchte ich die These formulieren: Mobile Individuen sind aus räumlicher Sicht als „geographisch plurale Individuen“ zu bezeichnen. Sie bilden folgende Fähigkeiten unter den Bedingungen von Polytopizität aus:

- multiple geographische Verweisungen der Ich- und Wir-Identität, sowohl auf verschiedenen (Wohnort, Nationalstaat, Region, Welt) als auch auf gleichen Maßstabsebenen (Wohnort, Geburtsort, Ferienort, Zweitwohnungsort, etc.)
- Fähigkeit, „andersartige“ Orte in vertraute Orte umzuwandeln, sich Orte anzueignen, sich zu binden oder zu lösen
- Fähigkeit, An- und Abwesenheit zu managen
- Fähigkeit, zeitweise und zwischenzeitlich „Platz“ einzunehmen und wieder aufzugeben, was sowohl der intrinsischen Qualität des öffentlichen Raums als auch einer touristischen Nutzung am Ferienort entspricht
- Fähigkeit zu relativ genauen raum-zeitlichen Koordinationen und Orientierungen an einer großen Anzahl und Vielfalt von Orten

- Fähigkeit, ein und denselben Ort je nach Situation und Intentionalität unterschiedlich zu deuten – im Sinne der Sinngebung/Sinndeutung nach Alfred Schütz³⁵ – und nicht nur einer Eindimensionalität der Deutungen von Orten nachzugehen
- Fähigkeit, sich von lokalen Bedingungen zu lösen, sich vom Wohnort zu distanzieren und nicht nur auf lokale Ressourcen und lokales Engagement angewiesen zu sein.

5 Ausblick

Ich habe versucht, die Frage der Polytopizität auf konzeptioneller Ebene anzugehen, indem ich die räumliche Dimension, insbesondere den Umgang mit Raum herausgestellt habe. Ein phänomenologisch-prozessorientierter Zugang zu polytopischem Wohnen erfasst dann alle Arten und Weisen menschlicher Praktiken in ihren räumlichen Dimensionen. In polytopischen Wohnregimen werden die verschiedenen Ort-Praxis-Zuordnungen von temporär anwesenden Bewohnern und Bewohnerinnen durchgeführt. Zum einen führt das bei diesen zu verschiedenen Arten von Ab- und Anwesenheit, zum anderen entstehen raumzeitliche Koordinationsprobleme.

In diesem Ansatz wurden die drei Analyseebenen der Wohnpraxis, des Wohnstils und des Wohnregimes unterschieden. Sowohl die Bedingungen der Möglichkeit von Polytopizität als auch die einzelnen Wohnpraktiken sind relativ einfach mit bewährten Methoden zu erforschen. Der Wissensstand ist dementsprechend relativ hoch.

Das Hauptproblem liegt in der Zusammenschau der einzelnen Praktiken, die Wohnstile generieren. Hier ist die Forschung erst am Anfang. Sowohl die Vielfalt als auch die Determinanten polytopischer Wohnstile sind noch kaum erkundet. Dabei sind methodische Verfeinerungen nötig, um diese individuellen Mobilitätssysteme überhaupt zu erheben.

Unklar ist ebenfalls, welche Konsequenzen Polytopizität auf die Gesellschaft hat. Dabei geht es nicht nur um ökonomische Gewinnchancen oder Investitionen, sondern auch um die mögliche Konstitution von Solidarität, das Ausbilden von Wir-Identitäten und die Spannung zwischen Eigenheit und Andersheit. Die Qualität des Städtischen durch ständige Rekonfiguration ihrer Bewohnerinnen und Bewohner, das „Recht auf Stadt“ und die Rechte und Pflichten – z.B. Steuerrecht, Wahlrecht, Planungsrecht – von temporär dort Wohnenden sind dabei von herausragender Bedeutung. Dies hat Auswirkungen auf die gängige Nomenklatur von Raumkategorien und den statistischen Apparat, die es beide unter der Hypothese der Polytopizität zu überprüfen gilt.

Ich danke Frau Dr. Gabriele Sturm und Herrn Dr. Marc Redepenning für die Durchsicht einer ersten Fassung dieses Beitrags und für Formulierungsvorschläge. Ohne diese Hilfestellung läge der Text nicht in dieser Form vor.

Anmerkungen

- (1) Bauman, Z.: Liquid Modernity. – Cambridge 2000
- (2) Castells, M.: The Rise of the Network Society. – Oxford 1996
- (3) Werlen, B.: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung. – Stuttgart 1997
- (4) Giddens, A.: Consequences of Modernity. – Stanford 1990
- (5) Hier werden die Begriffe „Monotopizität“ und „monotopisch“ bzw. „Polytopizität“ und „polytopisch“ benutzt – und nicht „Multilokalität“ und „multilokal“, da „lokal“ in der Geographie auf eine bestimmte Maßstabsebene abstellt. „Topos“ kann aus dem Griechischen mit „Ort“ oder „Stelle“, „Platz“ oder sogar „Standort“ übersetzt werden; der Terminus ist also nicht notwendigerweise an eine bestimmte Maßstabsebene gebunden. In der Geographie gibt es außerdem die Begriffe „poly-lokale Raumnutzung“ (Lichtenberger, E.: Stadtgeographie. – Stuttgart 1986) und „multiplicité des lieux“ (Piolle, X.: Proximité géographique et lien social, de nouvelles formes de territorialité? L'Espace géographique 20 (1991) 4, S. 349-358).
- (6) Stock, M.: L'hypothèse de l'habiter polytopique. Espacestemp.net 2006 (www.espacestemp.net/document1853.html)
- (7) Werlen, B.: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. – Stuttgart 1995
- (8) Waldenfels, B.: In den Netzen der Lebenswelt. – Frankfurt/M. 1984
- (9) Heidegger, Martin: Sein und Zeit. – Tübingen 1999 (1927), S. 183
- (10) Heidegger, M.: Bauen, Wohnen, Denken. In: Vorträge und Aufsätze. – Stuttgart 2004, S. 139-156 (142)
- (11) Heidegger, M.: Sein und Zeit, a.a.O.
- (12) Ebda., S. 102
- (13) Moles, A.A.; Rohmer, E.: Psychologie de l'espace. – Paris 1999 (1972), S. 33
- (14) Tuan, Y.-F.: Space and Place. The Perspective of Experience. – London 1979 (1977), S. 183
- (15) Werlen, B.: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 1, a.a.O.; ders.: Geographie globalisierter Lebenswelten. Österreichische Zeitschrift f. Soziologie 21 (1996) 2, S. 97-128
- (16) Werlen, B.: Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2, a.a.O., S. 16
- (17) Ebda., S. 212
- (18) Ebda.
- (19) Ebda., S. 215
- (20) Ebda., S. 281
- (21) Werlen, B.: Geographie globalisierter Lebenswelten, a.a.O.
- (22) Stock, M.: Habiter comme pratique des lieux géographiques. Espacestemp.net 2004 (www.espacestemp.net/document1138.html)
- (23) Boltanski, L.; Thévenot, L.: De la justification. Les économies de la grandeur. – Paris 1999 (1991)
- (24) Lévy, J.: Le tournant géographique. – Paris 1999; ders.: Capital spatial. In: Dictionnaire de la géographie et de l'espace des sociétés. Eds.: J. Lévy, M. Lussault. – Paris 2003
- (25) Lévy, J.: Capital spatial, a.a.O., S. 124
- (26) Certeau, M. de: L'invention du quotidien. 1. Arts de faire. – Paris 1990
- (27) Der Historiker François Hartog benutzt den Begriff „régime d'historicité“, um die spezifischen Ordnungen der Zeit verschiedener Gesellschaftsformationen aufzuzeigen. Auf die räumlichen Dimensionen gewendet, übernehme ich den Begriff als „Wohnregime“; „Räumlichkeitsregime“ oder „Geographizitätsregime“ wären auch möglich. (Hartog, F.: Régimes d'historicité. – Paris 2003)
- (28) Elias, N.: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. – Frankfurt/M. 1969
- (29) Mitchell, W.J.: E-Topia. Urban Life, Jim, But Not as You Know It. – Cambridge, 1999
- (30) Dodge, M.; Kitchin, R.: „Flying Through Code/Space“. Environment and Planning A 36 (2004), S. 195-211
- (31) Gleichmann, P.: Wandel der Wohnverhältnisse. Verhäuslichung der Vitalfunktionen. Verstädterung und siedlungsräumliche Gestaltungsmacht. Zeitschrift f. Soziologie 5 (1976) 4, S. 319-329
- (32) Mitchell, W.J.: Me++. The Cyborg Self and the Networked City. – Cambridge 2003
- (33) Elias, N.: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. – Frankfurt/M. 1969; ders.: Was ist Soziologie? – München 1970; ders.: Die Gesellschaft der Individuen. – Frankfurt/M. 1994
- (34) Lévy, J. (Hrsg.): Les échelles de l'habiter. – Tours 2004 (unveröff. Forschungsbericht der Universität Tours)
- (35) Schütz, A.: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. – Frankfurt/M. 1976 (1932)